

Das Lerchennest

Autor(en): **Ribaux, Adolphe**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **10 (1906)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573234>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gehaust hatte. Der Liebestempel nur war geblieben, und geschmolzenes Kupfer, das auf seine Kuppel geflossen, war zu Zacken erstarrt, die ihn als funkelnden Fries kränzten. In der Schlucht trauerten die Frauen der Fürstin nach. Geißelhiebe klatschten in den Zellen um die Stunde, da vor einem Jahre die Brunst auf dem Berge entbrannt und die Führerin vor den Gefährtinnen und der Sünde geflüchtet war. Der Wind wühlte, in schweren Strömen trieb der Regen und brandete in Qualm und Rauch am Gemäuer empor. Verirrte Stimmen stöhnten im Herbststurm, schluchzten und heulten, und dann stürzte eine Wolke von Jammer ins Haus, einem Weibe voraus, das zur Halle strebte. Und die Pförmerin starrte der Hohen nach, und ihr Schrei übergellte den Sturm und scheuchte die Schwestern zu wirrem Schwarme.

Ueber den Weinenden hob sich das Haupt der verlorenen Fürstin. Und es war, als habe sich eine Tote aus den Greueln der Verwufung erhoben und klage einem süßen, reinen Leben nach. Die Augen schauten dunkel von Sehnsucht und Trost in eine finstere Ferne und achteten der Schwestern nicht, denen doch ihr Mund kündete, daß sie es gewesen, die Feuer an das neue Haus gelegt. Und die den Vertrag zernichtet und dem Verderben der Schwestern gewehrt, habe in jener Nacht die Königsstadt gesucht, ihren schwachen Gefährtinnen eine Warnung vor dem wilden Leben zu werden. Aber sein Gift habe sie trunken gemacht und ihr das Opfer zu verruchter Lust gewandelt.

Die Verlorene breitete die Arme und stürzte über die Stufen, daß die stolze Stierne zerriß. Und die Schwestern betteten sie aus ihren Lumpen in weißes Linnen, und als nach dem Sturme der Nacht der Morgen mit mildem Blau Nähen und Fernen füllte, lag sie tot, ein totes Kindlein an der vom Muttertume geschwellten Brust. Und eine Schönheit ging von ihr aus, welche die Schwestern verfürte und in die Winkel trieb.

Mit der Sonne kam eine Schar nachbrüstiger Büßer gezogen, welche die Königsstadt gelassen hatten und den Segen der frommen Frauen heischten. Und der sie mit blutiger Geißel führte, war ein Jüngling von unsteten Augen und einem Munde, der in heißem Not aus einem goldflockigen Barte blühte. Der ging dem Jammer und Grauen der Schwestern nach und sah die Tote und schrie Verderben über die Bühlerin. Und er trieb die Geißler zur Höhe, einen Scheiterhaufen zu richten, auf daß der Leib der Verworfenen und seine sündige Frucht dem Winde und der Weite werden und kein Grab davon künde.

Aus einem letzten heißen Tage war ein goldener Abend geboren. Auf dem Hügel stieg eine rote Flamme zur Himmelstiefe. Verwilderte Tauben, die in der Kuppel des Liebestempels nisteten, störten in die Lohe, wurden emporgerissen, standen als blühende Sterne hoch und still über dem Krater und stürzten als sprühende, welkende Flämmlein in die fressende Tiefe. Und der Dämmer fiel — Mähe zu Mähe, daraus es verloren zuckte und züngelte. Und ein schwerer Seufzer ward aus der Schwüle geboren, und vor diesem

Atem stäubte es auf, und Reif schimmerte in den entblößten Locken der hüßend gebeugten Schwestern.

Und ein neuer Seufzer schreckte eine silberne Wolke empor, und die schwebte über die Gründe weg, unter jungen Sternen der Königsstadt zu, und blaßte und schwand vor den Garben, welche die Stadt zum Himmel warf. Die Frauen sahen die Mähe leuchten und vergehen und bargen Durst und Hunger in Finsternis.

Das Lerchennest.

Skizze von Adolphe Ribaux,
übersetzt von Emma Wiepking.

Nachdruck verboten.

Die Nacht ist klar und milde, eine rechte Juninacht, vom Duft des blühenden Weinstocks und Jasmin durchzogen. Jetzt verschwindet der Mond hinter dem Jura, und es wird finster. Als es drei Uhr schlägt, springt Ulysse Perrin aus dem Bette. Seine junge Frau Therese liegt noch in tiefem Schlummer. Einen Augenblick steht Ulysse still, sie anzusehen; sie ist so bleich, ihre Wangen sind eingesunken, ein schwarzer Ring umflort die Augen; auf ihrem hübschen Gesicht hat ein bitteres Herzeleid seine Spuren hinterlassen. Ulysse, der daran denkt, wie strahlend vor Glück und Freude sie gewesen, kann einen Seufzer nicht unterdrücken. Ganz leise, um die Schlaflerin nicht zu wecken, kleidet er sich hurtig an und steigt die Treppe hinauf, den Knecht zu wecken, der hinten im Hause in einer Kammer über der Scheune mit einem Arbeiter schläft, den man für die Heuernte angenommen hat. Während die beiden Männer schnell ihr Zeug überwerfen, geht er in den Stall, wo das Vieh bereits das abendliche Futter wiedergekaut hat, und schüttet die Mähe voll. Dann trifft er seine Leute in der Küche, verzehrt mit ihnen ein Stück Brot, trinkt ein Glas Wein dazu, legt die Sense auf die Schulter, hängt den Schleifen an, und alle drei begeben sich an die Arbeit.

Die Bestzung von Ulysse Perrin, die durch große Nuzbäume beschattet wird, liegt auf halbem Wege zwischen Dorf und Gebirge. In wellenförmigen Erhebungen senkt sich das Land nach der Ebene hin; hier und dort stehen dichte Baumgruppen, die durch Wiesen und Kornfelder unterbrochen werden. Das Ganze macht einen sehr fruchtbareren Eindruck, alles gedeiht so üppig und voll, daß das Auge entzückt und das Herz erfreut wird.

Hurtig schreiten die Männer vorwärts. Um sieben Uhr werden die flinken Mäde kommen und ihnen das Frühstück bringen. Bis dahin muß die Rosenwiese gemäht



Bäuerin. Nach Zeichnung von Adolf Thomann, Zürich-München.

sein, das ist eine große Fläche, die beste auf Perrins Gebiet, da muß man sich tüchtig rühren. Am Himmel, der noch mit bleichen Sternen besät ist, beginnt es zu dämmern. Man kann nur die allgemeinen Umrisse der Landschaft erkennen, die Einzelheiten gehen noch im Schatten verloren. In dem Maße aber, wie die Gestirne erlöschen, wird es allmählich klar, es ist noch keine rechte Helligkeit, langsam und zagend nimmt es überhand; der Tag ist im Begriff, seine Macht zu entfalten.

Das genügt den Männern; kaum sind sie an Ort und Stelle angekommen, so bilden sie eine Reihe; der gleichmäßige Klang der Sensen ertönt wie ein Gesang mit regelmäßigen Strophen, das Ende der Schwaden bezeichnet stets eine Pause. Das Gras ist hart und dicht, die Handhabung der Sense beschwerlich. Alle schweigen. Der Knecht und der Arbeiter würden gern ein wenig geplaudert oder ein Lied angestimmt haben; aber der Knecht kennt seinen Herrn und hat den Kameraden gewarnt.

„Kost und Lohn sind gut. Die Frau ist weder stolz noch geizig. Der Herr ein rechter Brummbar und verteuftelt jähzornig, mag nicht, wenn seine Leute lustig und fröhlich sind!“

Ueber dem See fängt der Himmel an, sich zu färben, erst milchweiß, dann orange-gelb, schließlich scharlachrot. Der erste Sonnenstrahl bricht hervor, dann ein zweiter und dritter. Ueberall fängt es an sich zu regen; in der Ferne hört man das Brüllen der Kühe, die zur Tränke getrieben werden, und das Bellen der Hunde, die Insekten schwirren. Der letzte Stern ist verschwunden, im Osten wird es immer feuriger und strahlender, endlich tritt das Tagesgestirn hervor, von der ganzen Natur mit Jubel begrüßt.

Munter, ihr Mähdler! Die Minuten vergehen, und die Arbeit ist noch nicht zur Hälfte getan. Es wird einen heißen Tag geben; vielleicht kann das Heu schon am Abend einge-fahren werden.

Die Lage ist gut: eine große, rechtwinklige Wiese, die sich am Abhang hinzieht und mit herrlichen Apfelbäumen bepflanzt ist. In Grunbe plätschert ein Bach unter einem Gewinde von Clematis, die an Weiden und Ulmen emporranken; das Wasser ist so klar wie Kristall; unzählige Blumen wachsen im Schatten: Spireen mit duftenden Dolden, die zarte Akelei und eigentümliche Orchideen in grünlich braunen Schattierungen, auf denen die schlanken Lilien sich niederlassen, auch grün glänzende und goldig schimmernde Käfer und Schmetterlinge, deren Flügel mit Purpur, Amethyst und Perlmutter besetzt sind. An den andern drei Seiten ist die Wiese mit einer dichten Rosenhecke umzogen; an ihr blühen Hunderte, ja wohl Tausende wilder Rosen, andere einige ganz bleich, wie die Wangen einer Toten, andere rotig angehaucht und unendlich viele Rosen in leuchtendem Rot. Bei jedem Windhauch fällt ein wahrer Regen von zarten Blumenblättern nieder; dabei steigt ein durchsichtiges

Wölkchen von goldgelbem Blütenstaub in die Höhe, und ein feiner, sehr feiner Duft verbreitet sich ringsum. Die Wiese selbst scheint ein riesiger Blumenstrauch zu sein; da wachsen

Maßliebchen in Menge, ebenso Salbei und Wicken, Kornblumen, deren Blau an die sinnigen Augen junger Mädchen erinnert, weißer und roter Klee, Winden, die sich an dem Boden hinziehen oder an einem Stengel hinaufkriechen,

und entzückende Gräser, die vom leichten Sonnenwind hin und her gewiegt werden. An der Spitze jedes Blattes, jeder Blüte zittert der Tau in kristallhellen Tröpfchen. Wohin man den Blick auch wendet, überall trifft das Auge dieselben Bäume, mit Früchten reich beladen, dieselben Wiesen, dieselbe üppige Flora, denselben Reiz, denselben Glanz, überall lächelt der junge Sommer in seiner Pracht und Herrlichkeit.

Ulysse achtet nicht darauf. Er steht als erster in der Reihe und arbeitet, ohne auch nur eine Minute zu verlieren. Niemand, der ihn so gebückt dort stehen sieht, würde in ihn einen der größten Gutsbesitzer der Gegend vermuten. Er ist etwa dreißig Jahre alt, groß und stark, stämmig und geschmeidig zugleich wie eine junge Giche. Seine Hemdärmel, die bis zum Ellbogen zurückgeschlagen sind, lassen muskulöse Arme sehen, kräftig genug, einen Ochsen zu erwürgen. Er hat einen Stiernacken, seine Augen sind fast schwarz und liegen tief unter buschigen Augenbrauen, seine Stirn ist niedrig, die Nase gerade, um den Mund liegt ein herrschüchtiger Zug. Er macht einen heftigen, hochmütigen Eindruck, was jedem sofort auffällt. Von Kind an war sein Charakter in Uebereinstimmung mit diesem mürrischen, verschlossenen Gesichtsausdruck gewesen. Niemals zeigte er sich liebevoll oder zärtlich. Auf seiner Stirn wurden durch Eigensinn und Härte schon frühzeitig tiefe Runzeln hervorgehoben, sein Herz war kalt wie Eis. Mit den Leuten war er mürrisch und grausam gegen Tiere; er wandte das Gesicht ab, wenn seine Mutter ihn küssen wollte, und freute sich, wenn er Fliegen, Schmetterlinge und Gidehosen, auch späterhin die Haustiere quälte konnte. Mit dem zunehmenden Alter traten diese schlechten Anlagen immer mehr hervor. Aus dem mürrischen, widerwärtigen Knaben wurde ein brummiger, streitfuchtiger Jüngling; draußen suchte er Zank und Handel, im Hause ging er wie eine wütende Bulldogge umher. Als es ihm einfiel, der niedlichen Therese den Hof zu machen, dachte seine Mutter: „Armes Mädchen, wie kann sie nur daran denken, ihr Schicksal in solche Hände zu legen!“ Und als rechtschaffene Frau hielt sie es für ihre Pflicht, das junge Mädchen zu warnen. Aber die Liebe war wieder einmal blind. Therese schmiedete sich mit der Hoffnung, daß alles sich zum Besten wenden würde; aber nur zu bald wurde sie aus ihren Träumen gerissen. Schon am Tage der Hochzeit, beim Festmahl, als ein Nachbar einen ganz harmlosen Wit machte, hätte Ulysse sich beinahe auf den unglückseligen Spakmacher gestürzt. Die friedlichen Tage in Theresens Leben waren zu zählen. Sie entfaltete eine wahre Engelsgeburt, vermochte aber nicht die Lage der Dinge zu ändern. Erst durch das Kind wurde ihr herbes Los ein wenig gelindert. Das Kind! Ein Sohn, ein Erbe! Als nach einer schweren Entbindung der Arzt dem jungen Vater erlaubte, in die Wochenstube zu gehen, und Therese, die ganz erschöpft in den Kissen lag, ihm mit der Hand das rosige, pausbäckige Kindchen zeigte, da sah sie zum ersten Mal, daß ein Freundesstrahl das Gesicht des Gatten verklärte. Für das Mädchen ertösch dieser Strahl nie. Gegen die Untergebenen wie auch gegen seine Frau blieb Ulysse so brummig wie zuvor; gegen den kleinen Jacques war er die Zärtlichkeit selbst. Wenn er vom Felde heimkehrte, wo er den ganzen Tag seine Leute gequält und mit Schimpfreden überhäuft und das Vieh geprügelt hatte, konnte er seine Frau, die ihm immer freundlich entgegenkam, noch ansahen und ihr Vorwürfe machen; sobald er aber sein Söhnchen in den Armen hielt, war er ein ganz anderer Mensch. Kein Vater konnte zärtlicher und liebevoller sein; er empfand eine Art Ehrfurcht vor diesem unschuldigen Wesen, eine Art Besorgnis, dies zarte Spielzeug zu zerbrechen. Sein Mund, der gewöhnlich fest zusammengekniffen war, aus dem nur harte Worte kamen, verzog sich zu einem Lächeln; seine sehnigen Hände, die immer bereit waren, drauf loszuschlagen, waren so sanft und geschmeidig wie die einer Frau, wenn er sie dem kleinen Jacques entgegenstreckte. Das Kind war alles für ihn, seine Wonne, seine Freude.

Einige Schritte von Ulysse entfernt vernimmt man plötzlich ein ängstliches Geflatter; aus dem dichten Grase kommt ein kleiner, brauner Vogel hervor, der erst einige Kreise beschreibt und dann in vollem Fluge gen Himmel steigt, der allmählich tiefblau geworden ist.

„Eine Lerche!“ ruft der Knecht aus. „Ihr Nest muß hier in der Nähe sein!“

Der Vogel steigt immer höher und höher, und jetzt fängt er an zu trillern wie berauscht von der frischen Luft und dem



Ex libris. Nach einem Holzschnitt von Adolf Thomann, Zürich-München.

Sonnenschein. Ein Triumphgesang, dem die ganze Natur voll Entzücken lauscht! Aus der himmlischen Höhe fallen die Töne wie ein Strahlenregen nieder. Rein und klar ertönt das Lied in die weite Ferne. So preist die glückliche Lerche die fruchtbringende Jahreszeit, die mit Blumen geschmückte Erde: die Nacht ist vergangen, der strahlende Morgen bricht an; sie preist die Sonne, in der freien Luft zu schweben, die gesegnete Liebe und ihre junge Brut. Unermüdet steigt sie höher; kaum nimmt man das Geräusch ihrer Flügel wahr, zuletzt sieht man nur noch ein Pünktchen in unermesslicher Höhe. Aber an das Ohr klingt immer noch der Jubelklang, immer wunderbarer ertönt die ideale Musik, die aus der kleinen Vogelkehle hervorquillt.

Einen Augenblick haben die Männer unbeweglich in die Höhe geschaut; jetzt nehmen sie die Arbeit wieder auf.

Bald entdeckt man das Nest der Lerche, wie der Knecht richtig vorausgesehen hat. Es ist zwischen zwei Erdschollen eingeklemmt und innen mit trockenen Gräsern ausgelegt. Vier junge Vögelchen, kaum mit Federn bedeckt, schmiegen sich dicht an einander, sperren die Schnäbel weit auf und schlagen soviel wie möglich mit ihren kurzen Flügeln. Schon hebt Ulysse die Sense, um die gebrechliche Wohnung zu zerdrücken und das junge Leben zu vernichten, da schießt die Lerche pfeilschnell aus dem blauen Himmelszelt hernieder. Hat sie die Gefahr gesehen, die ihre teure Brut bedroht? Ist es ein Zufall, ein innerer Drang, der sie herabführt? Schneller als der Blitz langt sie unten an, umkreist ihr Nest, und auf die jubelnde Fröhlichkeit, der sie noch eben Ausdruck gegeben, folgt ein klägliches Gezwickeln voll Angst und Schrecken. Sie streift den Bauer, es sieht beinahe aus, als ob sie ihn bedrohen wolle... Ulysse läßt die erhobene Sense sinken und rührt sich nicht. Wer ihn in diesem Augenblick beobachtete, würde sehr erstaunt gewesen sein, zu sehen, wie aus seinen Augen zwei Tränen tropften, nur zwei Tränen, aber Tränen aus gepreßtem Herzen, die wie glühendes Metall brannten.

Ach, ein Stachel ist in sein Herz gedrungen, da er an ein anderes Nest denkt, das auch so weich gefüttert, auch von Liebe umgeben war, aus dem Jacquots Lallen erklang — und das nun leer steht!

Die furchtbare Nachenbräune war wie ein Blitzstrahl in das Haus gefahren. Während der zwei, drei angstvollen Tage war der Vater nicht zu bewegen gewesen, die Wiege zu verlassen; aber der unerbittliche Tod hat kein Erbarmen gekannt, hat das Kind dahingerafft. Eine tiefe Niedergeschlagenheit, eine grenzenlose Verzweiflung ergriff den unglücklichen Mann, als die kleine Leiche in den Sarg gebettet wurde. Mit tausend Küßen versucht er, seinen Liebling wieder ins Leben zurückzurufen; aber das Grab öffnet sich und schließt sich wieder — eine furchtbare Leere, eine unheimliche Stille folgt, und das war alles in einer Woche geschehen! Die Wunde brennt noch, die Erschütterung hält an, durch die plötzliche Trauer ist alles verwandelt: wie Schluchzen erklingt das Mäuschen des Naches, der durch die blumige Wiese rieselt, der Glanz der Sonne scheint verdunkelt zu sein, gallenbitter die würzige Luft, in ein Trauergewand gehüllt die sommerliche Landschaft.

In der ersten Zeit hatte er für jedes Trosteswort, jeden Hoffnungsstimmer nur ein höhnisches Lachen gehabt. Er verschuchte den Himmel, der ihm sein Liebstes geraubt. Das Leben hatte jeden Reiz für ihn verloren, er konnte keine Vergessenheit in der Arbeit finden. Der Frühlingszauber konnte sein Herz nicht rühren — das Haus war so kalt, so einsam, wenn er vom Felde heimkehrte!

Welch trostlose, bittere Stunden! Aber diese Stunden sollten ihm zum Heil gereichen, eine Umkehr seines innern Wesens bewirken. Allmählich, ohne daß er hätte sagen können, wann es angefangen — denn er war nicht gewohnt, über sich selbst nachzudenken — allmählich fühlte Ulysse, wie eine nie gekannte Seelenstimmung ihn ergriff, während seine Empörung gegen das unerbittliche Schicksal wich und die Verwünschungen schwiegen. Wer hat diesen Umschwung in ihm hervorgerufen? Er weiß



Nach einem Holzschnitt von Adolf Thomann, Zürich-München.

es nicht; aber er ist sich klar bewußt, daß seine Seele von etlichen Schlacken befreit worden ist, so wie das Erz durch Feuer geläutert wird. Es ist kein Wunder geschehen, es hat keine plötzliche Befehring stattgefunden; bis ein neuer Mensch aus ihm wird, werden noch Tage, Wochen, ja Monate vergehen; er wird noch manchen heißen Kampf bestehen müssen... Aber, wie der zitternde Schimmer, der vor zwei Stunden kaum die Wolken durchbrechen konnte und dennoch als Morgenrot fleischlich hervortrat, so wird auch der Morgen eines edlern Gefühlslebens für ihn aufbrechen.

Den Abend vorher hat Ulysse gehört, wie sein Knecht zum Nachbar gelagt hat: „Sollte der Herr wohl krank werden? Er schnauzt uns nicht mehr an!“

Es ist wahr, er ist sanfter in seinem Wesen geworden, zügelt seine aufbrauende Heftigkeit, zeigt Mäßigkeit beim Sprechen. Noch heute morgen, als er Therese im Schlafe betrachtete, hat er die heftigsten Gewissensbisse empfunden, bisher nichts getan zu haben, um sie glücklich zu machen. Schließlich die unbewußte Bewegung, seiner Sense Halt zu gebieten, um das Lerchenest zu schonen, ist das nicht auch ein Zeichen, daß eine neue Seele in ihm erwacht? Ja, unbewußt, langsam, aber sicher geht eine Veränderung mit ihm vor. Ulysse empfindet, daß der Mensch sich täuscht, der glaubt, Herr seiner selbst zu sein; er fühlt, daß ein höherer Wille ihn leitet, gleichsam die Axt an den Baum legt, der voll Hochmut in den Himmel wachsen möchte, auf daß der Saft herausfließe und er bessere Zweige treibe; er ahnt, daß das Leben unfehlbare Mittel hat, um widerspenstige Gemüter zu zähmen, und daß der beste Erzieher „Leiden“ heißt. Das Leid hat ihn in die Schule genommen, hat ihn dahin gebracht, das Nest eines kleinen Vogels zu schonen; das Leid hat seinem Egoismus Schweigen geboten, hat die harte Rinde seines Herzens durchbrochen und wird auch fernerhin seine Aufgabe verfolgen, dieses gebemühtge Herz auf dem eingeschlagenen Wege weiterzuführen.

In solche Betrachtungen ist Ulysse versunken, während die Lerche noch angstvoll um ihr Nest kreist.

„Sei ruhig,“ murmelte der Bauer; „ich weiß, was ein Nest ohne Vögelchen dem Herzen kostet!“

Um das Nest zu schützen, läßt er ringsherum einen dicken Kranz von Gras stehen; ruhig arbeitet er weiter, während die Lerche sich beruhigt in die blaue Luft schwingt.

„Schon sechs Uhr! Munter, ihr Leute! Wir müssen uns beeilen!“

Er geht ihnen mit gutem Beispiel voran, seine Sinne funktelt im Sonnenchein. . . Dieselben ernsten Gedanken beschäftigen ihn fort und fort, er demütigt sich vor der geheimnisvollen Weisheit, die ihn dahingeführt hat, wohin er nicht

gehen wollte, deutlich sieht er den Weg, der ihm vorgezeichnet ist:

„Durch Schmerz zur Gutherzigkeit!“

Marokkanische Erzählungen und Sittenbilder.

(Schluß).

Nachdruck verboten.

Wie die Heuschrecken nach Mazagan kamen, ist ein prachtvolles Schildbürgerstück, so plausibel, so natürlich und auch so unheimlich, wie man es selten zu genießen bekommt, obgleich die Torheit nördlich vom Mittelmeer auch nur langsam verschwindet. Man lernt es als ein Glück empfinden, daß in unsern gemäßigten Zonen solche Nachbarn, wie sie die Tierwelt der heißen Länder liefert, nicht vorhanden sind und daß auf die Dummheit des Menschen nur die Weisheit des Nebenmenschen zu lauern pflegt. Sie sind auch so noch verheerend genug. Im Kampf gegen das Ungeziefer und seiner Methodik, wenn auch nur bedingt in seinen Erfolgen, spricht sich noch mit am deutlichsten das aus, was wir unsere überlegene Zivilisation nennen. Die heitere Ironie aber, das muß gleich gesagt werden, will es nun, daß die Orgie arabischer Torheit sich herausstellt als ein Meis europäischer Weisheit, gepfropft auf den orientalischen Organismus und seine ehrwürdigen Gepflogenheiten. Wie die verheerenden Heuschreckenarmeen nach dem wohlgesicherten Mazagan kommen gerade durch eine Nachahmung einer europäischen Bekriegungsmaßregel, ausgeführt von der marokkanischen Bürokratie, das ist nun einfach erschütternd zu lesen. Man sieht es kommen und lacht zum voraus, und dann wird die Sache doch so ganz unerwartet vorartig. Möchte der Streich nicht das Präludium sein zur französischen oder deutschen Pénétration pacifique! Die Folgen könnten in die Breite gehen.

In Mahoni's Protektion ist der Humor weniger glücklich zum Ausdruck gekommen. Man kann sich des Eindrucks einer gewissen Bissigkeit kaum erwehren, unter der die seine Führung, an die wir bereits gewöhnt worden sind, leidet. Wir müssen uns darüber hinwegsetzen; denn wir möchten diese Nummer nicht missen. Ihr Eigengehalt ist ein Thema, das manche wichtige Belehrung in die Gesamternte dieser marokkanischen Lektüre einfügt.

Si Alles Glück und Ende zeigt uns eines der vielen ewig sich wiederholenden Intermezzi der iberischen „Geschichte“,

Usurpation und Revolutionchen, wie sie schon die Weiße uralten Herkommens besitzen, aber, aus irgendwelchen Gründen, die hier nicht näher zu erörtern sind, in letzter Zeit sich zu beschleunigtem Zerfallsprozess vermehren, auch immer größere Dimensionen annehmen und nun eben zur mehr oder weniger ernstgemeinten Auseinandersetzung unter den Mächten geführt haben.

Da wir einmal dieser Dichterin denken, so darf wohl auch noch ein Wort, das außer dem obigen Zusammenhang steht, sich anschließen.

Der Aufenthalt unter den Orientalen wird es gewesen sein, der Grethe Auer dazu geführt hat, orientalische Dichtung und Denkerweisheit kennen zu lernen. Wer sich darin umgesehen hat, will immer mehr wissen. Es genügt, Firdusi zu nennen, dessen Schahname in der Wiedergabe des Grafen Schack zu den allerersten Schätzen unserer Uebersetzungsliteratur gehört. Die Dichtung, die Gestalten des Orients sind der vertrauten Freundin des Arabers vertraut und lieb geworden, daß sie auch selbst angefangen hat, in ihnen zu leben und zu denken, so lange, bis die Namen des Epos zu Namen für die Verkörperungen ihrer Gedanken, ihrer Lebensauffassungen geworden sind. Etwas anderes haben wir nicht zu sehen in ihrem *Dsche m i s h i d* (Bern, Francke). „Episode in drei Akten“ nennt sie ihre Dichtung. Es sind glänzende Dialoge ohne irgendwelchen Anspruch auf dramatische Eigenschaften. Wer die Verfasserin als Persönlichkeit kennen lernen will, kann ihr in diesen Versen sehr viel näherkommen. Sie führen oder sie suchen. Höhen und Tiefen reichen Sinners bleiben immer ehrlicher Aufmerksamkeit wert. Wenn wir die spekulierende Dichterin kennen gelernt haben, kehren wir um so lieber, mit um so größerer Bewunderung zur Sängerin des Jusuf Ben Tarichin und der Königsfrau Chadiuja zurück und zur scharfen und nachempfindenden Beobachterin der Leute von Mazagan, zu klein Yakut und zu den Heuschrecken. S. 3.

Wilhelm Wackernagel als Dichter.

Zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages.

Mit Bildnis.

Nachdruck verboten.

Am 23. April werden es hundert Jahre, daß Wilhelm Wackernagel als Sohn eines Buchdruckers in Berlin das Licht der Welt erblickte. Da indes der Vater schon 1815 starb, lag die Erziehung des begabten Knaben hauptsächlich in den Händen seiner feingebildeten Mutter, die sich in der Folge durch Goldstickerei den notdürftigsten Lebensunterhalt erkämpfen mußte, bis auch sie im Jahre 1818 von einem frühen Tode ereilt wurde und Wilhelm in der Obhut seiner ältern Geschwister zurückließ. Durch den Verkehr mit Turnvater Jahn schon früh für die Freiheit und Einheit des Vaterlandes begeistert, entwarf er in einem Brief an seinen Bruder Philipp den Plan einer Teilung Deutschlands in vierzehn Kreise mit einer neuen Verfassung, der aber der Polizei in die Hände fiel und Wackernagel für seine ganze Zukunft als politisch verdächtig erscheinen ließ. Schon in seinen ersten Gymnasialjahren zeigte der Knabe entschiedenes Talent. Sein Lieblingsfach war Latein: „die Lust dazu hat mir der kleine Doktor in Quinta angepörrgelt“, sagt er selbst; mit der „häßlichen“ Mathematik indes hat er sich nie angefreundet. Wie er in Prima war, begann bereits, zum Erstaunen seiner Lehrer, seine Bekanntschaft namentlich mit der ältern deutschen Literatur „sich den Grenzen literarischer Gelehrsamkeit zu nähern“.

Nachdem Wackernagel im Herbst 1824 seine Reifeprüfung mit Auszeichnung bestanden, bezog er die Universität seiner Vaterstadt, um sich dem germanistischen Studium zu widmen,

das er besonders unter von der Hagen und Lachmann betrieb. Neben seinen Kollegen beschäftigte sich der junge Studiosus aber schon früh mit selbständigen Arbeiten, die — wie sein Lebenswerk überhaupt — meist der Germanistik angehören. Durch staatliche Stipendien unterstützt, führte er ein Leben der Arbeit und Entbehrung, das, wie sechzig Jahre später sein damaliger Genosse Ufert meinte, für die heutige Generation fast eine Unmöglichkeit ist; Wackernagels Armut, sagt auch Gugtow, machte ihn den Miststudierenden sprichwörtlich und zum Gegenstand der Sage. Eine Zeit lang wohnte er sogar auf einer Regelbahn, von der sein Freund Julius Hübner, der ihn dort besuchte, später Folgendes erzählte: „Wackernagel hatte sich mit der ganzen Einfachheit und Bescheidenheit eines jungen deutschen Gelehrten, ein zweiter Diogenes, dort häuslich eingerichtet. Wir Wacker besuchten ihn öfters, und ich sehe das sonderbar eigentümliche Lokal noch lebhaft vor mir und bedauere nur, daß keiner von uns auf die Idee kam, dies wunderbare Nest zu zeichnen und zu bereichern. Mit ganz besonderer Kunst hatte er die an der Wand angebrachte Kugelröhre zu seiner Bibliothek hergestellt und alle seine Bücher aufs sinnreichste bald liegend, bald stehend darin angebracht. Das war zugleich der Hauptstempel des Lokals; denn ich entsinne mich nicht einmal einer eigentlichen Ruhestätte, wenn es nicht dasselbe bankähnliche, mit einer Decke belegte Gestell war, dessen man sich am Tage zum Sitzen und nicht minder als Tisch bediente. Bei Regenwetter freilich